



# Illustriertes Sonntags-Blatt

1913. \* Nr. 42

Beilage zur  
**Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung**  
E. m. b. H., Daresalam.

## Alles umsonst.

Roman von Walter Mabel.  
(Fortsetzung.)

**A**ls Viskow auf den Korridor hinaustrat, sah er Franz an dem anderen Ende eifrig die Bohnermaschine handhaben. Er schickte ihn zu dem Kommissar in die Bibliothek und begab sich dann zu seiner Gattin, die er in ihrem Boudoir in Alfas Gesellschaft antraf.

„Auf deine Aussage verzichtet der zugeknöpfte Herr“, meinte er zu seiner Stieftochter in etwas ärgerlichem Tone.

„Aha, die ihm bei dieser Nachricht sichtlich erleichtert auf. Hoffnung ist wieder in ihr gequältes Herz ein. Sie wußte ja nur zu genau, hätte der Kommissar sie gleich heute vernommen, wo ihre Gedanken nur ein einziges wildes Chaos bildeten, sie würde nie und nimmer die nötige Ruhe und Überlegung haben ausbieten können, um sich den Anschein völliger Harmlosigkeit zu geben.“

Viskow hatte sich inzwischen in eins der Zofischen geworfen und wandte sich nun an seine Gattin, die matt und übermüdet auf dem mit einem prachtvollen schabärenförmig bedeckten Divan ruhte.

„Aha, Kind, war der Kommissar mit den Angaben, die du über deine Begegnung mit dem Spitzbuben machen konntest, zufrieden?“

„Wohl kaum. Nur eins schien ihm recht interessant zu sein, was ich dir auch noch nicht mitgeteilt habe, weil ich erst vorhin bei der Vernehmung drüben im Bibliothekszimmer daran dachte.“ Und sie erzählte ihre Beobachtung hinsichtlich der auffallend glänzenden Schuhe des Einbrechers.

Der Kommerzienrat horchte auf. Aber ebenso schnell verlor sich auch wieder dieser Ausdruck von Spannung aus seinen Zügen.

„Lachschuhe . . . ? — Schon möglich“, meinte er dann gelangweilt. „Die Zeiten, wo die Herren Spitzbuben auf dicken, wellenen Socken und mit einer Wallonmütze auf dem struppigen Schädel umhergeschlichen, sind längst vorüber. Unsere moderne Kommerzunft kleidet sich tadellos. — Falls wir es hier überhaupt

mit einem gewerbsmäßigen Spitzbuben zu tun haben“, fügte er nachdenklich hinzu.

Hier mischte sich Afa in das Gespräch.

„Machte denn der Kommissar zu euch keinerlei Andeutungen, ob er sich schon ein bestimmtes Urteil über den Fall gebildet hat?“ fragte sie möglichst gleichgültig.

Viskow zuckte die Achseln. „Mir gegenüber war der Herr kumm wie ein Fisch. Streng dienstlich, wenn auch liebenswürdig. Nun . . . es sind die schlechtesten Kriminalbeamten sicher nicht, die sich nicht sofort in die Karten schauen lassen. Obichon er zu uns wohl etwas weniger zurückhaltend hätte sein können. — Oder ließ er sich dir gegenüber etwas deutlicher aus, Wilma?“

Die Kommerzienrätin schüttelte matt den Kopf. „Mein Wort mehr als unbedingt nötig war. Ich hätte doch eigentlich erwarten können, daß er mir irgendwie seine Teilnahme wegen des Verlufts meiner gesamten Pretiosen ausdrückte. Aber auch davon nichts. Überhaupt — diesem offenbar doch noch recht jungen Herrn gegen über war ich von einer Befangenheit, daß ich sogar vollständig vergaß, ihm von meiner Absicht, eine Belohnung für die Wieder

herbeischaffung meiner Brillanten anzusehen, zu verständigen.“

„Das kannst du immer noch nachholen“, beschwichtigte Viskow seine Gattin, die sich in eine gewisse Erregung hin eingeleitet hatte. „Ich denke“, fuhr er nach einer Weile fort, „wir einigen uns auf tausend Mark. Später kann man ja die Belohnung erhöhen, falls es . . .“

Er wurde durchs Stubenmädchen unterbrochen, das eben in der Tür erschien.

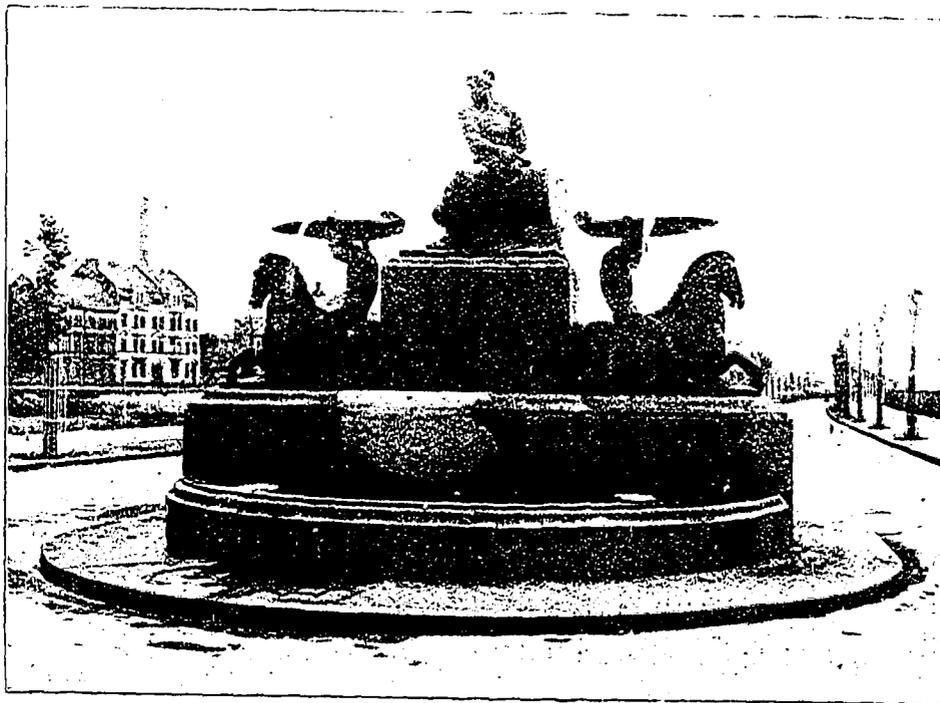
„Was gibt's, Beate?“ fragte Frau Wilma, sich etwas aufrichtend.

„Der Herr Kriminalkommissar läßt das gnädige Fräulein in die Bibliothek bitten“, wandte sich das Mädchen an Afa.

Diese fuhr entsetzt in die Höhe. Ihr Gesicht, plötzlich krankhaft bleich, drückte qualvollste Angst aus.

„Mich?“ fragte sie wie geistesabwesend.

„Ja, das gnädige Fräulein“, wiederholte Beate mit leisem Mitleid. Sie konnte es verstehen, daß man vor diesen Herren von der Polizei derartige Furcht hatte. Ging es ihr selbst doch nicht anders.



Neuer Monumentalbrunnen in Mühlheim (Ahr). (Mit Text.)

Alta nahm alle ihre Kraft zusammen, erhob sich und verließ langsam, unsicheren Schrittes den Damen Salon.

Das Stubenmädchen wollte ihr folgen, aber Lislow rief sie zurück.

„Sagen Sie mal, Beate, hat der Kommissar euch alle drei schon vorgehabt?“ meinte er in seiner gemüthlichen Art.

Das Mädchen nickte eifrig. „Auch den Portier hat Franz noch heranholen müssen“, erklärte sie wichtig.

„So, so. Das ging ja schnell. Na, und wonach hat er Sie denn gefragt?“

Beate lächelte verlegen. „So im einzelnen kann ich das nicht mehr angeben, Herr Kommerzienrat. Ich war zu verwirrt. Der Herr Kommissar sieht einen immer so merkwürdig an. Jedenfalls hatte er mit einem Male aus mir herausgehört, daß für unser gnädiges Fräulein heute morgen durch einen Dienstmann ein Brief gebracht wurde und daß das gnädige Fräulein daraufhin über den Hof, wahrscheinlich zu Herrn Gebhard ins Atelier fiel.“

„Davon weiß ich ja noch gar nichts“, fuhr Lislow auf. „Ein Brief... und Alta zu Gebhard ins Atelier...? Was hat denn das zu bedeuten...?“ Die Worte waren mehr für seine Frau berechnet. Pöblich schien er zu bedenken, daß das Mädchen sich noch immer im Zimmer befand.

„Sie können gehen, Beate“, schickte er sie kurz hinaus.

„Hat denn Alta dir etwas von diesem Brief gesagt?“ wandte er sich jetzt in merklicher Erregung an seine Gattin.

„Ich kümmere mich um Altas Privatangelegenheiten nicht viel“, entgegnete die Kommerzienrätin ziemlich kleinlaut. „Von diesem Brief habe ich keine Ahnung“, setzte sie schnell hinzu, um nicht den Eindruck zu erwecken, als wolle sie ihn mit einer ausweichenden Antwort abfinden.

Lislow hatte sich erhoben und durchquerte nachdenklich das kleine, lauschige Gemach.

„Eigentlich hast du recht“, meinte er. „Was geht mich Altas Korrespondenz an. Nur — dieser Besuch bei Gebhard hätte unterbleiben können. Das schickt sich nicht. Zu einem Junggesellen und zu so früher Stunde...“

„Guido ist doch so halb und halb auch mit Alta verwandt“, suchte sie ihre Tochter zu entschuldigen.

Aber Lislow hörte kaum darauf hin.

„Ich denke eben daran — ich muß ja noch nach dem Geschäft telephonieren“, sagte er plötzlich, verließ schnell das Zimmer und begab sich nach vorsichtiger Umschau im Korridor in den linken Seitenflügel, wo er den Salon seiner Stieftochter betrat. Die Türriegelte er hinter sich ab. Nach wenigen Minuten — ein glücklicher Zufall! — hatte er gefunden, was er suchte. In der Schreibunterlage auf Altas zierlichem Damenschreibtisch lag zwischen einigen leeren Briefbogen in der Eile versteckt ein beschriebenes, vielfach zerknülltes Blatt.

3.

Als Alta von Jouleeren die Tür des Bibliothekszimmers öffnete, war das erste, was sie erblickte, Portier Schuberts Riesengestalt, die einen der hochlehnten Stühle an der Schmalseite des Mittelstückes ausfüllte. Neue Angst krampfte da ihr Herz zusammen. Aber sich gewaltig aufrassend, überschritt sie die Schwelle mit einer Miene, die nichts als kühle Ruhe ausdrücken sollte.

Der Kommissar wies ihr mit einer einladenden Handbewegung den Stuhl ihm gegenüber an. Auch Schubert, der bei ihrem Eintritt hochgeschreckt war, setzte sich wieder mit schlecht verhehlter Verlegenheit.

„Ich habe von dem Stubenmädchen Beate gehört, gnädiges Fräulein, daß Sie heute morgen gegen sieben Uhr durch einen Dienstmann einen Brief erhielten“, begann Werner dann ohne besondere Betonung. „Weiter erfuhr ich, daß Sie gleich nach Empfang dieses Schreibens in das Gartenhaus geeilt sind und dort einige Minuten blieben. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich annehme, daß Sie Herrn Gebhard aufsuchten, — nicht wahr?“

In Altas Gesicht zeigte sich etwas wie trotzhige Auflehnung. „Acht, wo Sie der Gefahr so dicht gegenüberstand, war ihr plötzlich ein ungeahnter Mut gekommen. Vielleicht ließ sich das Verhängnis doch noch abwenden...“

„Muß ich auf diese Frage antworten?“ fragte sie etwas von oben herab.

„Durchaus nicht, gnädiges Fräulein“, meinte Werner höflich, indem er seinen Meißel langsam durch die Finger zog. „Nur im Interesse der Unterredung dieses Falles, der mir übergeben worden ist, dürfte es liegen, wenn Sie mir auch über Dinge Riede und Antwort stehen wollten, die vielleicht Ihrer Ansicht nach nicht mit zur Sache gehören.“ Dabei schaute er Alta so harmlos und liebenswürdig an, daß sie völlig entwasfnet war. In der Art und Weise, wie der Kommissar zu ihr sprach, lag so viel weltmännische Zuverlässigkeit, der gegenüber sie notwendig ihre Fäktel ändern mußte.

„Nun denn — ich war bei Herrn Gebhard“, sagte sie verwirrt.

„Herr Gebhard ist mit Ihnen verwandt. Ich weiß es von den Diensthofen“, suchte Werner ihr über die Beilichkeit dieses Angeständnisses hinwegzuhelfen.

Und nach einer Weile: „Der Brief heute morgen kam doch auch von Herrn Gebhard, gnädiges Fräulein?“

Alta zögerte mit der Antwort. Aber die kühl blickenden Augen des Kommissars, von denen sie sich so unverwandt beobachtet fühlte, zwangen förmlich die Wahrheit aus ihr heraus.

„Ja“, entgegnete sie leise. Ihr Mut war wieder dahin. Sie merkte, wie ihre Widerstandskraft immer mehr erlahmte und all ihre Worte in einem unentwirrbaren Knäuel von Gedanken sich auflösten.

„Und stand diese Mitteilung, die Herr Gebhard Ihnen zu so ungewöhnlich früher Stunde zukommen ließ, und auf die hin Sie sich sofort zu ihm begaben, in irgendeinem Zusammenhang mit den Vorgängen der verfloffenen Nacht?“ fragte der Kommissar weiter.

„Nein — nicht im geringsten“, entfuhr es ihr hastig. Aber ihre Augen wichen den seinen aus.

„So... so...“ Das klang gedehnt, fast etwas spöttisch. Da merkte sie, daß er ihr nicht glaubte. Und plötzlich schoß ihr eine nur zur verräterische Blüt in die Wangen.

Zu ihrem Glück wandte sich Werner jetzt an den Portier, der bisher Zeuge dieser Unterredung gewesen war.

„Sie können gehen, Herr Schubert. Ich komme aber nachher noch in Ihre Wohnung. Ich will von Ihrer Frau noch so einiges hören, was mich interessiert.“

Der Riese machte seinen Bückling und schob sich zur Tür hinaus. Inzwischen hatte sich Alta wieder etwas gefaßt. Und des Klopfes ihr Herz, jetzt, wo sie sich mit diesem Polizeimenschen, der einen beinahe jugendlichen Einfluß auf sie ausübte, allein wußte, in immer schnelleren Schlägen.

„Ich freue mich, daß ich den Portier nicht mitheranzuziehen brauchte, um die Wahrheit von Ihnen zu erfahren, gnädiges Fräulein“, begann Werner wieder. „Schubert hatte nämlich gesehen, wie Sie über den Hof ins Gartenhaus schlüpfen. Wie ebenso hat er gemerkt, daß Sie nur eine Ausrede gebrauchten, als Sie ihm auf der Treppe des Vorderhauses begegneten und vergaben, Sie hätten ihn gesucht.“

Alta bemühte sich vergeblich, auf diese fast verletzend ehrliche Äußerung hin die Getränke zu spielen. Sie war keines klaren Gedankens mehr fähig. Nur eins empfand sie mit grausamer Deutlichkeit: wenn der Beamte in dieser kurzen Zeit schon all diese Einzelheiten mit seiner unheimlich bezwingenden Art der Fragestellung ermittelt hatte, würde es ihm dann nicht auch ein leichtes sein, hinter Guido Gebhards furchtbares Geheimnis zu kommen? kämpfte sie dann hier nicht einen völlig aussichtslosen Kampf? Und doch — die Wahrheit durfte nicht an den Tag kommen, — durfte nicht, und wenn die Welt um sie herum einstürzen sollte.

Verzweifelt wartete sie auf die weiteren Angriffe. Aber der Kommissar ließ sich Zeit. Er hatte seine Notizen zur Hand genommen und schrieb hier und da einige Worte dazu.

Pöblich fragte er ganz unvermittelt, ohne von seiner Arbeit aufzusehen: „Könnten Sie mir vielleicht anvertrauen, was für eine Nachricht Herrn Gebhards Brief enthielt, gnädiges Fräulein? — Ich will gewiß nicht indiscret sein. Aber — es wäre ja immerhin möglich, daß es sich um eine ganz gleichgültige Mitteilung handelt. Dann würden all die Vermutungen, die ich jetzt noch für wertvoll halte, sich vielleicht als völlig belanglos erweisen, — sehr zum Vorteil mancher Personen.“

Alta ging arglos in diese klug berechnete Falle. Mit größter Bereitwilligkeit und einem Eifer, die nur dem Wunsche entsprangen, die soeben in ihr aufgeblühte rettende Idee schnell in die Tat umzuwandeln, sagte sie:

„Ihre Vermutung trifft das Richtige, Herr Kommissar. Der Brief hat eigentlich einen ganz nebensächlichen Inhalt. Herr Gebhard war in der verfloffenen Nacht auf einem Künstlerfest in den Sälen der Harmonie. Ich interessiere mich nun lebhaft für die Toiletten, die unsere weiblichen Bühnensterne bei solchen Gelegenheiten erstmalig sozusagen zur Deklamation für unsere großen Modestilons zu tragen pflegen. Und da schrieb er mir heute morgen, daß er in der Harmonie geradezu glänzende Koben gesehen habe, die sein Künstlerauge derart begeistert hätten, daß er mir sicher am vollkommensten den Eindruck all der Pracht und Eleganz schildern könne, wenn ich ihm hierzu recht bald eine Gelegenheit bieten würde, — eben bevor der graue Alltag diese Eindrücke abgeschwächt hätte. Weil ich nun nach den Aufregungen dieser Nacht doch nicht schlafen konnte und noch völlig angekleidet war, trieb mich echt weibliche Neugier sofort zu ihm.“

„Und da hat Herr Gebhard in wenigen Minuten Ihnen die ersuchte eingehende Schilderung der Toiletten gegeben?“ meinte Werner mit durchsichtiger Ironie.

Altas Gesicht färbte abermals das verräterische Blut dunkelrot. Trotzdem sagte sie möglichst unbefangen: „Ja, das tat er.“

Wieder dieses „so, so“ des Kommissars, hinter dem sich tausend Zweifel verbargen. Und er sprach sie auch wirklich aus, — mit einem feinen, vielsagenden Lächeln:

„Soll ich Ihnen einmal prophezeien, gnädiges Fräulein, was Sie sofort, nachdem ich Sie entlassen habe, tun werden? — Sie werden Herrn Gebhard schleunigst instruieren, was Sie aus seinem Briefe . . . herausgelesen haben. Ich drücke mich milde aus.“

„Sie glauben mir nicht?“ Aita redete sich höher. Aber diese kleine getränkter Unschuld war zu sehr erkünstelt.

„Nein“, erwiderte er gemessen. „Es sei denn, daß Sie mir den Brief zeigen.“

Aita sank förmlich in sich zusammen. Ratlos starrte sie vor sich hin. Darauf war sie nicht vorbereitet gewesen.

„Den habe ich vernichtet“, brachte sie endlich mühsam heraus. Sie selbst kam die Rolle, die sie hier spielte, jetzt so kläglich vor, daß sie sich gar keine Mühe mehr gab, den Beamten von der Wahrheit ihrer Worte zu überzeugen.

„Schade.“ Das war alles, was der Kommissar hierzu bemerkte. Aita brannte förmlich der Boden unter den Füßen.

„Kann ich jetzt gehen?“ fragte sie fast ungeduldig.

„Ganz wie Sie wünschen, gnädiges Fräulein“, meinte er gelassen und erhob sich. „Wir werden dann eben zu einer Ihnen gelegeneren Zeit auf all die Widersprüche zurückkommen, die ich in Ihren Angaben entdeckt habe.“

Sie schritt bereits auf die Tür zu, als er schnell hinzufügte: „Ach fürchte, Sie suchen mir umsonst meine Aufgabe zu erlassen. Ich glaube bereits den Schuldigen zu kennen, gnädiges Fräulein.“

Sie war stehen geblieben. Aus ihren weiten Augen sprach tiefste Mitleidigkeit. „Sie werden einen Unschuldigen an den Fanger stellen. Denken Sie an diese meine Worte!“ stieß sie hervor und verließ fluchtartig das Zimmer.

„Merkwürdig — merkwürdig!“ murmelte Werner nachdenklich vor sich hin. „Das war ja plötzlich ein so ganz anderer Ton . . . So klingt nur die Wahrheit. — Nun, wir werden ja sehen . . .“

Zehn Minuten später verließ er die Listowskische Wohnung, nachdem er noch mit dem Hausherrn eine kurze Rücksprache über die auszuführende Belohnung gehabt hatte, und suchte die Portierskammer unten im Erdgeschoß auf. In einer knappen Viertelstunde hatte er dort von Frau Schubert alles Wissenswerte erfahren.

„Ob wohl Herr Gebhard daheim sein mag?“ fragte er jetzt und griff nach seinem Hut, den er in Ermangelung eines besseren Ortes auf das Fensterbrett des kleinen vieredigen Guckfensters gelegt hatte, welches auf den marmornen Haustritt mündete.

„Nein, Herr Kommissar“, meinte die redselige Portiersfrau. „Der ist heute morgen gleich nach acht weggegangen und noch nicht zurückgekehrt. Das weiß ich genau.“

Werner hatte ganz unwillkürlich, als er nach seinem Hut langte, durch das Fensterchen einen Blick in den Hausflur geworfen. Und da sah er etwas, das seinen Gedanken plötzlich eine andere Richtung gab. Denn die schlank, stolze Gestalt, die jetzt eben die schwere, schmiedeeiserne Tür geöffnet hatte und nach der Straße zu verschwunden war, erkannte er auf den ersten Blick wieder.

Aita van Bourleeven schien nicht zu ahnen, daß der Kommissar ihr in einiger Entfernung heimlich folgte. Ohne besondere Eile schritt sie den Kurfürstendam in der Richtung nach der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche entlang, bog nachher rechts in die Lanzenstraße ein und verschwand schließlich in dem breiten Haupteingang des Kaufhauses des Westens. Als Werner, der sich jetzt, um sie nicht aus den Augen zu verlieren, kurz hinter ihr hielt, nun gleichfalls den mächtigen Sandsteinbau betrat, sah er sie gerade noch in den nächsten, schon mit mehreren Personen besetzten Fahrstuhl einsteigen.

Er zögerte keinen Augenblick. Mochte sie ruhig merken, daß er ihr nachspürte. Denn um jeden Preis wollte er verhindern, daß sie sich irgendwo, — was er eben vermutete, mit Guido Gebhard traf, bevor er diesen vernommen hatte. So drängte er sich hastig durch den gerade hier in der Nähe des Hauptportals besonders dichten Menschenstrom. Um den Bruchteil einer Sekunde kam er zu spät. Der Fahrstuhlführer warf die Tür trotz eines Zurufs ins Schloß, und der Aufzug setzte sich lautlos in Bewegung. Das Letzte, was Werner von den Insassen mit welchem Blick erhaschte, war Aita van Bourleevens spöttisch lächelndes Gesicht. Da wußte er, daß sie mit voller Absicht das Kaufhaus aufgesucht hatte, wo es ihr nicht schwer werden konnte, jeden Verfolger abzuschütteln. — Dennoch gab er das Spiel nicht verloren. Höchstwahrscheinlich rechnete sie darauf, daß er ihr über die nächste Treppe nachsehen würde, um, falls er sie selbst nicht mehr entraf, wenigstens von dem Liftführer zu erfahren, in welchem Stockwerk sie ausgestiegen sei. Dies aber konnte sie am besten dadurch vermeiden, daß sie bereits im Hochparterre den Aufzug verließ und mit dem nächsten abwärtsgehenden — es

lagen ja vier in Betrieb befindliche nebeneinander, ins Erdgeschoß zurückkehrte und wieder auf die Straße hinaus schlüpfte, wo sich ihr tausend Möglichkeiten boten, selbst mit dem geringsten Vorprung spurlos zu verschwinden. So kombinierte der Kommissar, stellte sich daher hinter eine nahe, mit billigen Strumpfwaren bedeckte Pyramide und ließ die Türen der Fahrstühle nicht aus den Augen. Die Entscheidung mußte ja in kurzer Zeit erfolgen.

Und dann senkte sich schon nach wenigen Minuten einer der großen, in Schienen laufenden Masten herab. Ein Ruck, er stand still. Seiner Tür entquoll eine Menge mit Paketen in allen Größen beladener Personen.

Aita van Bourleeven erschien als letzte. Einen schönen Blick warf sie um sich. Dann eilte sie durch den Haupteingang hinaus.

Wieder begann die Jagd. Aber diesmal war der Kommissar vorsichtiger. So oft das junge Mädchen sich auch umwandte und die Fußgänger forschend betrachtete, stets wußte sich Werner noch zur rechten Zeit zu verbergen.

Auf Umwegen näherte Aita sich wieder der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, ging an den Ausstellungshallen entlang und betrat dann, nachdem sie sich nochmals prüfend umgesehen hatte, den Zoologischen Garten. Ihre Jahreskarte hatte sie bereits vorher aus ihrer Börse herausgenommen, um an der Willettkontrolle nicht lange aufgehalten zu werden. Überzeugt, dem Kommissar glücklich entschlüpfen zu sein, begab sie sich geradezu nach dem großen Raubtierhaus. Dort in der Hauptallee schritt wartend ein in einem braunen, stellenweise schon arg beschuerten Mäntel gekleideter Herr auf und ab, in dessen glattrasiertem, bleichem Gesicht sofort ein um den Mund lagernder Zug von Verbitterung und Lebensmüdigkeit aufstieg, der noch durch den traurigen Ausdruck der großen, dunklen Augen verstärkt wurde.

Als er Aita jetzt erblickte, kam er eilig auf sie zu. Die beiden fanden jedoch kaum Zeit, ein paar Worte zu wechseln. Denn wie aus dem Boden gewachsen war plötzlich des Kommissars schlank Gestalt neben ihnen.

Werner küßte leicht den Hut.

„Herr Guido Gebhard, nicht wahr?“ fragte er kurz.

„Allerdings . . . Aber?“

„Kriminalkommissar Werner. Hier ist meine Legitimation“, stellte dieser sich vor. „Ich ersuche Sie, mir auf die nächste Polizeiwache zu folgen. — Es handelt sich um eine dringende Angelegenheit“, fügte er erklärend hinzu.

Der Maler warf einen unsicheren Blick auf Aita, die, läch erbläst, sich schwer auf ihren Schirm stützte und den Beamten wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt anstarrte.

„Zu spät“, höhnte sie leise auf und ließ kopflos den Stovf sinken.

Guido Gebhard hatte den ersten Schreck bereits überwunden. „Keine Sorge, Aita, — ich halte mein Versprechen!“ sagte er fest, reichte ihr die Hand zum Abschied und wandte sich dann an den Kommissar. „Bitte — ich stehe zur Verfügung.“

Werner hatte jede Miene, jeden Blick der beiden unausgesetzt beobachtet. Eigentlich war er recht enttäuscht. Dieser junge Maler mußte seine Kräfte vorzüglich in der Gewalt haben. Kein verächtliches Wort war über seine Lippen gekommen. Denn dieses: „Ich halte mein Versprechen“, konnte doch nur darauf berechnet gewesen sein, ihn über den eigentlichen Zweck dieser Zusammenkunft zu täuschen.

Aita war, ohne den Kommissar eines Blickes zu würdigen, weitergegangen, und auch die beiden Herren schritten jetzt schweigend nebeneinander dem Ausgang zu.

Auf dem kurzen Wege zur Polizeiwache durchzuden tausend Befürchtungen des jungen Malers Kopf. Ein bloßer Zufall konnte es nicht gewesen sein, daß der Beamte diesem Zusammenreffen mit Aita ein so schnelles Ende bereitet hatte. Da steckte mehr da hinter. Sollte die Polizei vielleicht schon die Wahrheit ahnen und das Verhängnis nicht mehr aufzuhalten sein? Guido Gebhard fand keine Erklärung für all die Fragen, die auf ihn einstürzten. Wie ein Träumender ging er durch die belebten Straßen dahin. Was würden ihm die nächsten Stunden bringen, was?

(Fortsetzung folgt.)

## Das rote Licht.

Von Robert Wendland. (Schluß.)

Der junge Mann zog Debora fest an sich, indem er ihre Hände fühlte, und rief leidenschaftlich: Ach, halte mich nicht, laß mich ziehen, du könntest mich ja nicht achten, wenn ich mich von dir ernähren ließe. Weibe mir treu, Debora: spätestens in zwei Jahren bin ich wieder hier, und dann will ich dich ohne Scheu bitten, mein Weib zu sein, denn als ein anderer, das schwöre ich dir, als ein ganz anderer kehre ich ein zu dir!

Debora schwieg, in ihrem Herzen gab sie ihm nicht unrecht, aber sie warf einen verzweifelten Blick auf das schöne trügerische

Meer und schrie laut, indem sie mit der Hand in die Ferne wies: „Da hinaus willst auch du? Damit ich auch um dich Tag und Nacht Sorge, wie vordem um den Vater, damit ich auch dich eines Tages kalt und tot vor mir sehe wie ihn! Andreas, kamst du mir das an? Denke an mein Herz und dein Stolz wird schweigen! Weibe - bleibe!“

Ein schwerer Kampf tobte in dem Innern des jungen Mannes. Er hielt die Geliebte im Arme, die ihm das Teuerste auf der Welt war; sie flehte ihn an zu bleiben und doch riet ihm sein Verstand, zu gehen. Er zitterte vor Aufregung.

Debora fühlte es und richtete sich plötzlich auf. „Nun wohl, so gehe,“ sprach sie bebend, „aber schwöre mir, daß du, wenn du wiedertkehrst, mit deiner ganzen Kraft weihen willst zur Verwirklichung eines Gedankens -- eines Planes, der bald nach dem Tode meines Vaters in mir aufgetaucht ist.“

„Alles, alles will ich dir schwören, Geliebte; gehört nicht in Zukunft mein ganzes Leben dir? Aber nun sage auch, was du sinnst“, und dabei blickte er ihr in die Augen.

Es war, als verdunkelten sie sich an irgendeinem düsteren Gedanken, der des Mädchens Herz beherrschte. Sie wies mit der Hand hinaus auf die Sandbänke, dann begann sie zögernd: „Ihr habt euch alle stets gewundert, wenn ich so oft auf die schippen von Sankt Augustin ging, oder es zog mich stets mit Allgewalt dorthin. Wann ich dann lange auf das sonnenhelle Meer geblickt hatte, waren meine Augen wie geblendet und doch sah ich dann gerade wunderbare Gestalten und Formen vor mir aufsteigen, die zuerst verschwommen, dann immer bestimmter wie die Umrisse eines großen Gebäudes oder Turmes erschienen, in dessen Mitte ich einen großen Feuerball brennen sah. Unzähligmal hat sich mir dieses Bild wiederholt und ich habe unaufhörlich darüber nachgedacht, was es wohl bedeuten sollte. Wenn ich dann nachts die Augen schloß, dann war mir's öfter, als spräche mein Vater zu mir und erklärte mir, daß man ein großes Licht erfinden müßte, dessen Strahlen nachts weit hinaus das Meer erleuchten, so daß man bei die fern Scheine die Sandbänke erkennen und vermeiden könnte. -- Dann würde kein Schiff mehr in Nacht und Sturm an dieser Stütze scheitern und Tausende von Seefahrern könnten auf diese Art gerettet werden. Blicke mich nicht so erstaunt an, Andreas; ich wußte wohl, daß mich niemand hier verstehen würde und deswegen schwieg ich auch und zog mich von euch zurück, um mit meinen Gedanken allein zu sein. Du glaubst gar nicht, wie weit ein Licht leuchtet: davon habe ich mich auch schon überzeugt. Du kennst doch meine kleine

silberne Lampe mit den beiden Flammen? Nun, siehst du, die habe ich eines Nachmittags angezündet und auf den Fenster Sims meines Zimmers gestellt; dann bin ich hierher gegangen und erst im Dunkeln zurückgekehrt, und ich den ganzen Weg lang habe ich die beiden Flämmchen gesehen -- anfangs nur kleine Punkte, dann wie zwei große Sterne, deren Strahlen ganz deutlich bemerkte. O Andreas, hilf mir zur Ausführung meines Wunsches, hilf mir mit deiner Kraft. Ich will alles dafür hingeben!“

Sie preßte ihren Kopf an seine Schulter und er erhob den Arm und sprach: „Ich schwöre dir hiermit feierlich, daß ich in allem dein treuer Gefährte sein will, wenn ich heimgeliebet bin. Auch wegen dieses Vorhabens ist es nötig, daß ich hinauskomme in die Welt und lerne, sonst könnte ich dir kaum nützen. Aber gedulde dich, ich will meine Zeit gut anwenden: Debora, schwöre mir, daß du ein mich warten willst, und wann ich zurückkomme, dann sollen alle unsere Wünsche erfüllt werden. -- Und nun komm, laß uns zurückkehren!“

Als dann Andreas nach einigen Tagen abreiste, da war es, als könnte das Mädchen den Jugendfreund, den Geliebten gar nicht lassen. „Ich habe ja nur noch dich,“ schluchzte sie an seinem Halse, „o kehre mir wieder!“ Und als er sich endlich losgerissen hatte, da eilte sie ihm doch nochmals nach und rief ihm zu: „Andreas, vergiß nicht, über meinen Plan nachzudenken.“

„Ich denke stets daran und an dich!“ scholl es zurück, dann war er den Augen der Zurückbleibenden verschwunden.

Nach Andreas Abreise schien das Fräulein ruhiger denn je, ja sogar heiter. Sie half dem Geistlichen fleißig in seinen Bemühungen für die Kranken und Bedürftigen, und erst als sich im Winter wieder ein Schiffbruch auf den Sandbänken ereignete, kehrte ihre Zerknirschtheit in verstärktem Maße zurück. Wieder be-

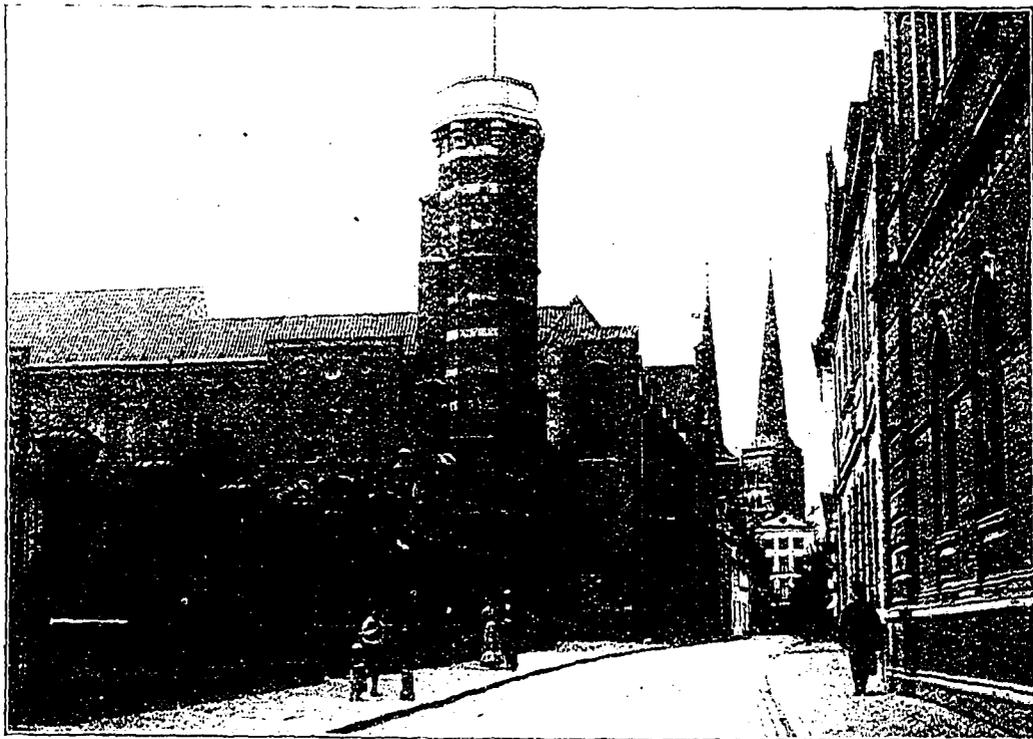
gann sie ihre häufigen Fahrten nach dem Berge Sankt Augustin, und Barbbara Allan, die ihr einmal auf dem Wasser begegnete, sah, daß Deboras Boot fast bis zum Rande gefüllt war -- womit, des hatte sie freilich nicht erkennen können.

Von Andreas traf einige Monate nach dem Winter eine Nachricht ein: es ging ihm ganz gut und er verdiente viel. Deboras beständige Frage war aber: „Wann kommst er zurück?“

Zweimal im Jahr waren Winter und Sommer seit seiner Abreise vergangen, und als nun die rauhe Jahreszeit



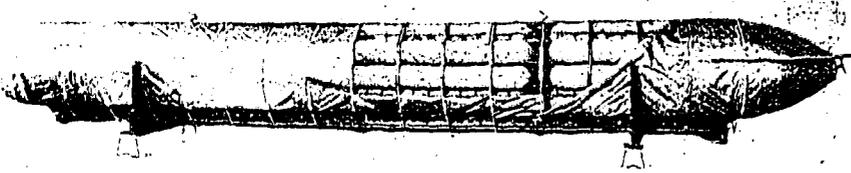
Sie historische Apotheke in Wiesbaden. (Mit Text.)



Ein ehemaliges Zuchthaus als Kunstmuseum. (Mit Text.)

zum drittenmal begann, zeigte sich Debora wieder von schrecklicher Unruhe befallen. Sie fuhr jetzt fast täglich zum Berge und zu Zeiten, wo ein Sturm drohte, kehrte sie meist erst abends heim. Natürlich litt der bis dahin so kräftige Körper des jungen Mäd-

chen



Modell des neuen starren Luftschiffstyps System Unger. Phot. Voebcker, Berlin. (Mit Text.)

chens unter dieser seelischen und körperlichen Anstrengung, so daß sie nur noch der Schatten der alten Debora war.

Eines Tages um die Weihnachtszeit war sie früher vom Berge heimgekehrt und hatte den Nachmittag in Andreas' Familie verbracht. Als sie nach Hause ging, sah sie, daß sich das Wetter verändert hatte, und hörte auch die See mächtig brausen. Es war bitter kalt und trotzdem deuteten alle Anzeichen auf eine stürmische Nacht. Debora eilte in ihr Schlafzimmer, als sei sie sehr ermüdet, und legte sich auch gleich nieder. Bald darauf hörte sie Schritte in ihr Zimmer gehen und die Tür von innen zurückgehen. Da erhob sich Debora eilig von



Ein Kartoffel-Denkmal im Harz. (Mit Text.)

ihrem Lager und öffnete das Fenster. Wild jagten die Wolken am Himmel entlang und nur auf kurze Augenblicke erschien der Mond,

der fast beständig von schwarzem Gewölk bedeckt war. Dazu ließ der Wind seine unheimlichen Melodien erschallen, die den Sturm begleiteten und wie ein tiefses Grablied alles Lebens klingen.

Debora kleidete sich schnell an, schlang ein warmes Tuch um Kopf und Schultern, steckte Feuerzeug zu sich, zündete ihre silberne Lampe an, bedeckte sie mit einem Windschirm und stieg dann aus dem Fenster, dessen Scheibe sie von außen wieder herunterzog. Niemand bemerkte die schlante Gestalt, die zuerst auf die Knie sank und ein inbrünstiges Gebet zum Himmel schickte. Langsam erhob sie sich alsdann und begann ihre gewohnte Wanderung nach dem Berge. So



Die neue Signalstation im Kieler Hafen. (Mit Text.)

schwer wie diesmal war ihr der Weg dahin noch nie erschienen; unzähligemal mußte sie anhalten, um nicht von der Gewalt

es doch, ihr jahrelanges, ausschließliches Denken und Trachten zu verwirklichen. — Endlich erschien ihr der Holzstoß groß genug und sie versuchte, ihn anzuzünden. Nur mit Mühe gelang ihr dies, denn der Wind entführte ihr die ersten schwachen Funken — dann aber halfen ihr die Elemente selber und bald loderte eine mächtige Flamme zum Himmel auf. Bei der roten Glut, die ihren Weg taghell erleuchtete, setzte sie ihr Werk fort und speiste die gierigen Feuerzungen mit immer neuem Vorrat.

Jetzt hatte das mutige Mädchen ihr letztes Holz den Flammen geopfert und sie berechnete, daß diese etwa bis

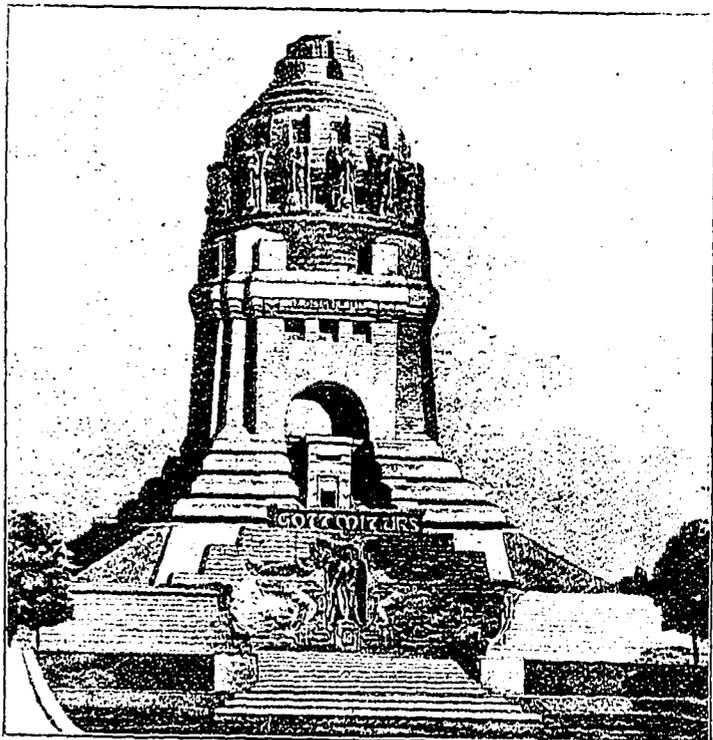
zum Tagesanbruch fortlodern würden. — Todmüde stieg sie langsam an der Wasserseite des Berges hinunter. Sie hatte dort am

des Windes erfasst und hinabgestürzt zu werden. Endlich war ihr Ziel erreicht und ermattet ruhte sie sich einige Augenblicke aus, dann richtete sie sich auf. Nun sollte erst die eigentliche Arbeit beginnen. Sie befestigte die Lampe so an ihrem Gürtel, daß ihr Weg beleuchtet wurde, dann stieg sie in die Höhle hinab. Hier zeigte sich, was Debora so geheimnisvoll nach dem Berge gefahren hatte.

Der Raum war fast ganz angefüllt mit Holzsparren und Brettern, welche sie jetzt nach und nach auf die Höhe des Berges trug, um sie dort zu einem hohen Stoß aufzutürmen. Mehrere Male glaubte sie mit ihrer Last zusammenzubrechen, aber immer wieder raffte sie sich auf — galt



Sie letzte Felsenwohnung in Deutschland. Phot. H. Fuchs, Berlin. (Mit Text.)



Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig. (Mit Text.)

Morgen ihr Boot festgeleitet und wollte darin nun unter dem Feuerchein heimkehren: sie getraute sich, selbst der höchsten See zu trotzen. Zu ihrem größten Schrecken fand sie nur noch die stette an der Felsentreppe, das Boot hatten die Wellen fortgerissen. So wendet sie sich denn nun und klimmt mühsam nochmals bis zur Höhle empor. Hier sinkt sie nieder und zum ersten Male empfindet sie eine Anwandlung von Furcht und Schwäche. Was soll aus ihr werden? Sie fühlt sich zu matt, um den weiten Landweg zurück zu machen. Dazu muß sie erst ausruhen; aber es ist so entsetzlich kalt, daß sie ihr Blut erstarren fühlt. Sie will versuchen, noch einmal nach oben zu kommen, um sich erst in der Nähe des Feuers zu erwärmen. Erst nach unfäglicher Qual gelingt es ihr, das Plateau zu erreichen: sie kann sich kaum noch rühren. Nicht neben dem äußersten Feuerkreis sinkt sie nieder, der Rand ihres Gewandes fängt an zu glimmen, sie richtet sich noch einmal auf und erdrückt die Funken — dann schwinden ihr die Sinne — oder ist es der Schlaf, der sie übermannt?

Die Strandwache hatte das Feuer auf dem Berge bald bemerkt und voller Angst mehrere der Bewohner geweckt. „Sankt Augustin steht in Flammen!“ fliegt es von Mund zu Munde, und entsetzt laufen die Fischer am Strande hin und her und jammern: „Was wird das wohl bedeuten?“

Draußen auf hoher See kämpft ein Schiff mit den Elementen. Der Kapitän ist hoffnungslos, neben ihm steht ein junger Mann mit wettergebräuntem Gesicht und sucht vergebens mit den Augen die Finsternis zu durchdringen. Er weiß, daß er nahe der Küste, unmittelbar bei seiner Heimat sein muß, aber das erhöht sein Angstgefühl. Niemand kennt besser als er die Gefahren, die hier drohen. Soll er denn so nahe dem ersehnten Ziele untergehen? Hat er sich dazu von allem getrennt, was ihm das Liebste auf Erden war, dazu in der Ferne gekämpft und gerungen? „Du ewiger Allgütiger dort oben!“ so fleht er in heißem Gebet, sende doch einen Strahl deines Lichts, der uns den Weg zeigt in den sichern Hafen!“

Aber was ist das? Breitet sich nicht plötzlich ein heller Schein über das Wasser? Ja, es ist keine Täuschung — er wächst, er wird kräftiger — und vor sich erkennen Kapitän und Steuermann die Region der schaudervollen Sandbänke, und weiter landwärts heben sich jetzt die Umrisse der Berge aus dem Dunkel leuchtend ab.

„Gott sei Dank!“ ruft Andreas Allan — denn er ist es, der neben dem Kapitän steht —, „nun dürfen wir wieder hoffen!“ Neuer Mut belebt Mannschaft und Passagiere, und nach wenigen Stunden tritt Andreas in das Häuschen zur Mutter und zu den Geschwistern.

Der ganze Ort ist in Aufruhr wegen des Feuers auf dem Berge: da durchzuckt Andreas plötzlich ein Gedanke — er eilt fort nach Deboras Hause.

Entsetzt kommt ihm Suzanne entgegen: ihre Herrin ist verschwunden!

„Nein, nicht verschwunden!“ ruft Andreas. „Ich weiß, wo sie ist und werde sie finden.“

Er eilt fort zum Strande und springt in das nächste Boot, das er hinausstreift in die noch hochgehenden Wellen. Er weiß jetzt, wer das Feuer angezündet hat, das ihn und seine Gefährten rettete.

Debora allein kann es sein! Vorwärts nur, hin zu ihr! Wie wird er sie finden? Hat sie geahnt, daß er gerade heute heimkehrt?

Jetzt hat er den kleinen Vorsprung erreicht, er kettet das Boot an, er stürzt den Berg hinauf, so schnell es irgend angeht — die Höhle ist leer, aber Deboras Lampe steht auf einem Felsenverwörmung: sie war also dort — wie richtig war seine Vermutung: ihr verdankt er seine Rettung. Aber nur weiter, weiter!

Endlich kommt er auf die Höhe des Berges: hier sieht er einen weiten Kranz von Nöhlen und Nische, daneben liegt auch Debora, wie Geliebte — schlafend. Er tritt zu ihr, er blickt in das wachstüchtige Gesicht — wie soll er sie wecken? Sie rührt sich nicht, gewiß ist sie ohnmächtig. Er hebt sie in seinen starken Arm auf — wie schwer ist sie, wie feist! Er senkt mit seiner Last hinab zum Boot, vorsichtig legt er sie nieder und wendet das kleine Fahrzeug landwärts. Mutter und Geschwister erwarten ihn am Strande; sie heben Debora heraus. — Ach, sie ist nur noch die leere Hülle, die Seele ist entflohen und kehrt nicht zurück! —

Andreas Allan hat niemals aufgehört, das Mädchen zu betrauern, das er von frühester Kindheit auf geliebt hatte. Treu seinem Versprechen widmete auch er sein Leben der von Debora gefassten Idee. In jeder stürmischen Nacht wurde auf dem Sankt Augustin ein großes Feuer angezündet, das vielen Schiffen ein Rettet wurde aus höchster Not und Gefahr. Endlich gelang es ihm auch, in weiteren Streifen Gehör zu finden, und so wurde im Jahre 1865 der erste, allerdings noch ziemlich unvollkommene Leuchtturm hier errichtet.“

Und damit beendete die Großmutter Salome die lange Erzählung, der ich mit dem größten Interesse gefolgt war. Ja, sie hatte recht, eine solche Tat muß unvergessen bleiben. Darum

pflanzt sich denn auch in Linsford von Geschlecht zu Geschlecht die Bewunderung fort für jenes Mädchen, das zuerst mit Aufopferung seines eigenen Lebens angezündet hat das rote Licht.

## Die Klatschsucht.

Von Magnetopath C. Kreischmar-Dresden-N.

(Nachdruck verboten.)

Gar liebliche Blüten sind es, welche die Klatschsucht hervorzaubert, und einen riesengroßen Kranz könnte man wunden, wollte man all die Fälle zählen, welche täglich passieren, zumal in einer Großstadt. Es gibt auch da mehrere Kategorien zu unterscheiden. Nämlich: geborene Klatsch-Genies, das sind solche, welche es nie lassen können. Dann wieder Klatschmäuser aus Langeweile und zuletzt solche, deren Motiv Gehässigkeit und Böswilligkeit ist. Diese letztere Gattung von Klammern soll einen ganz besonderen Duft haben.

In einem Hause mit vielen Parteien zieht eine Familie ein. Nach etwa vierzehn Tagen kommt mit überaus freundlichem Gesicht und tabubuchendem Wesen eine liebe Nachbarin rein und erkundigt sich teilnahmsvoll, wie sie sich denn eingerichtet hätten, ob denn der Herd gut zieht, weil die vorigen Mieter immer darüber geklagt haben usw. usw. Und mit einer den Klatschbasen eigene Dreistigkeit ist sie auch schon im Vorfaal, indem die verdunstete Hausfrau diskret beiseite geschoben wird. Nun geht aber das Geschwätz los! Nachdem die liebe Nachbarin alles mit scheinbar gleichgültigem, aber desto schärferem Blick gemustert hat, kommen die üblichen hohlen Phrasen. „Nein, haben Sie es aber hübsch eingerichtet, und die schönen Gardinen, das sind wohl gar Künstlergardinen? Auch in der Kammer alles so zweckmäßig angeordnet, alles so nett und sauber...“ Die feine Waschgarantur, die ist doch sicher echt! Was ich noch fragen wollte, in der Küche ist's wohl immer noch recht feucht? Und flugs steckt sie auch da ihre Nase hinein, natürlich nur, um zu sehen, was gebackt wird. Ach, Sie locken Linsen, das duftet ja herrlich nach Speck und Butter! Na, nun muß ich aber machen, mein Mann kommt gleich, ich hab' sowieso keine Zeit. Leben sie einstweilen hübsch wohl, ich spreche schon wieder mal mit vor!

Mit süßsaurem Lächeln läßt Frau A. die liebe Nachbarin hinaus, mit dem inneren Bewußtsein, eine kleine Dummheit begangen zu haben. Sie ist sich zwar nichts Böses bewußt, denn als saubere und fleißige ist sie überall gar wohl bekannt, doch die Frau B. kam ihr gar so freundlich vor, und diese Sorte von Frauen war ihr von jeher unhympathisch gewesen. Na, man kann sich ja täuschen!

Nachdem Frau B. hinaus war zur Tür, geht's im Sitzgagtempo zur Frau C. „Guten Tag, bloß auf einen Sprung! Ich war jetzt eben bei Frau A., wissen Sie, die Neuen über uns. Ich sage Ihnen, aber ganz im Vertrauen, nein so was, 's ist ein Skandal, die Gardinen, nicht geschickt möcht' ich sie haben, und in der Kammer, da sieht's aus wie in Polen, und die altmodischen Bettstellen und das bißl' Waschzeug; 's ist zum Gotterbarmen! Und dann kam ich zufällig' in die Küche. Dort bin ich Sie bald auf den Knien gefallen! Angebrannte Linsen gab's! Der arme Mann! Muß solch angebranntes Zeug essen! Ich dachte mir's aber gleich, wie ich die Frau sah, die machte gleich so einen schädigen Eindruck: Sie wissen doch, ich hab' gute Augen!“

„Nu so was! Das häßt' ich aber nicht gedacht! Wie man sich doch täuschen kann. hm, hm!“

Frau B. entfernt sich nun schnell, weil sie ja „nie“ Zeit hat, und rennt fix noch ins nächste Milchgeschäft, um dort dieselbe Rede zu wiederholen, natürlich in entsprechender anderer Beleuchtung. „Aber sagen Sie ja nichts weiter, Sie sind die Einzige, der ich's anvertraue!“

„A bewahre, Frau B., mich ehrt Ihr Vertrauen, man kann sich bißl' darnach richten, von wegen mal borgen oder dergleichen.“

Frau B. eilt nun aber wirklich nach Hause und erzählt atemlos noch ihrem Mann daselbe in grün, und da nachmittags gerade Kaffeebränzchen ist, gibt sie ihre heutigen Erlebnisse auch dort noch zum besten, im Vertrauen natürlich!

Und so werden auf einmal die neueingezogenen Leute bekannt, schneller, als ihnen vielleicht lieb ist. —

Anderere Klatschbasen wieder sind das reinste Anstaltsbureau. Der Himmel mag wissen, wie und wo sie diese Kenntnisse herhaben, aber die wissen alles, sogar Sachen, die man selbst noch nicht weiß! Manche wieder finden ein besonderes Vergnügen daran, mehrere Leute durch erfundenen Klatsch gegenseitig zu verhetzen, und wenn die sich dann in die Haare fahren, reißt sich jemand im Hintergrunde schmunzelnd die unschuldigen Hände!

Und so ließe sich noch vieles schreiben, was jenes Gefindel alles ausheckt, Ärger und Unfrieden stiftet.

Andere Zeit nennt man das humane Zeitalter, human deshalb, weil die Prigelsstrafe, die für gewisse Vergehen sehr am Platz

wäre, abgeschafft ist. Was hat es für Zweck, so eine Klatschbabe vor den Richter zu schleppen! Da bezahlt sie einige Mark in die Armenkasse und muß, der reine Hohn, öffentlich ihren Klatsch widerrufen, eine Ehrenerklärung in der Zeitung! Nun ja, es ist wirklich der reine Hohn, erst macht solch ein Weib die Leute schlecht und dann nimmt sie alles demütig und reumütig zurück!

Im 17. Jahrhundert hatte man für die Sorte von Weibern ganz besondere, drastische Gegenmittel. Es gab da sogenannte Schandmasken. Dieselben waren aus Blech mit schneußlichen Verzierungen und langen Gieszohren, und diese wurden solchen Klatschbaben auf den Kopf gestülpt. Oder sie wurden an den Franger gefestigt, auf öffentlichen Plätzen, damit jeder sie sehen und meiden konnte, oder sie kamen in die „Gieszgeige“. Es müßte auch heute noch ein erhebendes Schauspiel abgeben, alle Klatschbuchtigen Menschen mit Schandmasken oder Weiskörben versehen, auf unseren öffentlichen Plätzen in Reich und Glied aufgestellt zu sehen!

Ein Zitat aber aus alter Zeit hat auch heute noch seine volle Berechtigung, nämlich:

Es kann der beste Mensch in Frieden nimmer leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt!

### Friedrich Graf von Urbino

War einer von den Herren, die ihren Ruhm und ihr Glück darin suchen, daß sie von ihren Untertanen geliebt werden. Wenn er in seinem Lande reiste, liefen ihm seine Untertanen voll Freude scharenweise entgegen und er bezeugte sich gegen alle sehr leutselig. Den einen fragte er, wie er sich befände; den andern, wie es seinem Vater oder seinem Bruder gehe; diesen, wie es um sein Gewerbe, sein Handwerk stehe, jenen, wann er sich zu verheiraten gedente usw. Er faßte den einen bei der Hand, klopfte dem andern auf die Achsel und nahm allemal die Mütze ab, wann einer mit ihm redete. Oktavianus Ubaldino, der sein vertrauter Freund war, überzeigte deswegen bisweilen mit ihm und pflegte zu sagen, wenn er einen sehr beschäftigten Menschen sah: „Er hat mehr zu tun, als die Mütze des Grafen Friedrich“. Auf gleiche Weise sagte er in Scherze zu ihm selbst, daß seine Mütze viel ausstehen müßte: wodurch er ihm rathen wollte, mehr Ansehen gegen seine Untertanen zu behaupten.

Eines Tages kamen die Bürger von Urbino zusammen und verfertigten ein Stadtgesetz, durch welches sie den Einwohnern auf dem Lande verbieten wollten, Häuser in der Stadt zu besitzen. Sie baten den Grafen Friedrich, dieses Gesetz durch ein Dekret zu bestätigen. Der Grund, den sie anführten, war, daß die Stadt nur für die Bürger sein müsse.

„Ihr habt recht,“ sagte der Graf zu ihnen, „aber sagt mir, ehe ich dieses Dekret ausfertige, was ich den Einwohnern vom Lande antworten soll, wenn sie ein gleichmäßiges Dekret von mir verlangen und zum Grunde anführen, daß wie die Stadt für die Bürger sei, so müsse das Land auch nur für die Leute auf dem Lande sein, und wie diese keine Häuser in der Stadt haben könnten, so dürften auch jene keine Güter auf dem Lande besitzen.“

Die Bürger von Urbino wußten nichts darauf zu antworten und hatten nicht das Herz, weiter ein Dekret zu verlangen, das einer anderen Klasse von Untertanen so sehr zum Nachteil gereichte.

### In deinen Augen...

In deinen Augen lag ein Märchenreich,  
Lag eine Welt von wunderbaren Träumen,  
Ein sehnsuchtsvolles Leuchten, tief und weich,  
Als schritt! Frau Sonne über Wollenfäden.

In deinen Augen glommt ein milder Strahl  
Von hoff-erwartungsvollen, jungen Hoffen,  
Als sei ein kühles, weltverlorne Thal  
Vom ersten goldnen Morgenrot getroffen.

Ein Schimmer lag in deinem Augenpaar,  
Gleich einer zarten, taumelnden Blüten,  
Die fremd im rauhen, wilden Leben war --  
Vor Sturm und Not der Himmel dich behüte!

Ein Zauberland, verklärt von rosigem Schein,  
Erglühete sanft in deinen Augenfunken;  
Sie schauten träumend, goldigklar und rein  
In innerer, märchenhafter Fernen ...

A. M. Purda.

### Fürs Haus

Praktische Vorrichtung zum Aufhängen von Kragen und Manschetten.

Ein Krage, der auf seinem sonst blendend weißen Gewande einen Fleck aufweist, kann oft selbst den friedfertigsten Ehrenmann um seine gute Laune bringen, und daher wird wohl jede sorgliche Hausfrau die Krage

und Manschetten des Familienoberhauptes und der übrigen männlichen Familienmitglieder mit ganz besonderer Vorsicht bei der Wäsche behandeln. Trotzdem kommt es hin und wieder vor, daß die Krage beim Trocknen auf der Wäscheleine beschmutzt werden,

selbst wenn man noch so sehr für die größte Sauberkeit der Leine sorgt; sie können auch beim Aufhängen leicht durch den Wind herabgeweht werden und davon kleine Schmutzpartikel bekommen. Um alles das zu verhindern, fertigte ich mir vor längerer Zeit einen Trockner für Krage und Manschetten an, der sich als äußerst praktisch bewährt hat, und ohne den ich jetzt nicht mehr auskommen könnte. Seine Verfertigung ist ganz leicht und einfach, so daß jede Hausfrau ihn ohne Schwierigkeit nacharbeiten kann. Man schneidet sich dazu einen Streifen Wäscheleinwand von etwa 8 cm Breite — die Länge entspricht der Zahl der zu trocknenden Krage und Manschetten —, legt den Streifen der Länge nach in der Mitte zusammen und streckt ihn an den Seiten und oben zusammen. — An der unteren Seite des einen Teiles des Streifens näht man etwa 7 cm voneinander entfernten Schlingen von weißem Leinenband kleine Leinentüpfel an und streckt den anderen Teil dagegen. Die Knöpfe dürfen nur so groß sein, daß sie sich bequem durch die Knopflöcher der Krage Knöpfen lassen. Unsere Abbildung veranschaulicht einen Teil solchen Trockners, den man ganz beliebig lang machen kann. Jeder Krage hängt frei und einzeln daran und kann leicht und schnell trocknen. Hat man viele Krage in der Wäsche, dann ist der Trockner im Winter noch deswegen besonders angenehm, weil man sämtliche Krage im geheizten Raum aufhängen und dann den Streifen im Augenblick auf dem Boden aufhängen kann. Vielleicht macht eine oder die andere meiner Lesersinnen einmal einen Versuch mit meiner Neuheit: ich bin überzeugt, daß dieser unbedingt ausfallen wird.

Frau M. Sch.

### Unsere Bilder

Ein neuer Monumentalbrunnen in Wühthelm (Nahr). In Wühthelm ist kürzlich ein Monumentalbrunnen enthüllt worden. Die fröhliche Mittelfigur auf dem Brunnen stellt die Industrie der Stadt dar, eine kraftvolle, sitzende Männergestalt mit einem auf eine Trommel gewinkelten Kegel zur Seite. Der Brunnen ist ein Werk des berühmten Meisters und Zeichners Hans Wildermann, Köln.

Die historische Apotheke in Wiesbaden. Eine Eehenswürdigkeit Wiesbadens ist die „historische Apotheke“, welche Dr. Jo. Wauer auf Einladung der Ausstellungsgesellschaft zur Schau gestellt hat. Dr. Jo. Wauer hat mit unermüdlicher Sammlertätigkeit eine Menge alter Apothekenentwürfe gesammelt, die sich heute zu einer vollkommenen „historischen Apotheke“ vereinigen. allerlei Getier ziert die Wände und Decken der Apotheke, um das Aussehen derselben möglichst denen der mittelalterlichen Apotheken nachzubilden.

Ein ehemaliges Zuchthaus als Kunstmuseum. Das alte St. Annen-Kloster in Lübeck hat eine wechselvolle Vergangenheit hinter sich. In den Jahren 1592-10 erbaut, war es lange Zeit Konventsloster; nach der Reformation und nach mehrfachen Bränden wurde es Armenhaus und dann Zuchthaus; jetzt wird in seinen Räumen ein Museum für Kunst und Kulturgeschichte eingerichtet, dessen Eröffnung bevorsteht.

Das neue Stahl-Luftschiff Suiem Unger. Ein neues farres Luftschiff ist, gleichsam als Konkurrenz für das bewährte Zeppelin-System, in aller Stille und mit deutscher Gründlichkeit vorbereitet, kündigt im Hotel Gipsnade zu Berlin als Modell ausgestellt und von allen maßgebenden Behörden in Augenschein genommen worden. Tatsache ist, daß bereits weitgehende Verhandlungen mit Behörden und Finanzleuten im Gange sind, die das System nach Möglichkeit für Deutschland zur alleinigen Ausführung sichern wollen. Der Konstrukteur des neuen Luftschiffes ist der Ingenieur Unger, und mit der Bezeichnung „Unger'sches Stahl-Luftschiff“ wurde das System den vereinigten Persönlichkeiten bekannt gemacht. Nach Ansicht der Konstrukteure besitzt das Unger'sche vor dem Zeppelin-System nicht unbedeutende Vorzüge und Verbesserungen. Trotzdem das Gerippe des Luftschiffes aus Mannesmann-Stahlrohren besteht, erreicht das neue System noch den Vorzug von zirka 30 Prozent Gewichtsverleicherung gegenüber der starren Aluminiumverleischung. Sodann fehlen sämtliche äußeren Apparaturen, so daß der Luftwiderstand auf das geringste Maß beschränkt bleibt. Die Propeller befinden sich wie bei den Schiffschrauben und Aeroplanpropellern direkt auf der Welle angeordnet, und zwar je zwei seitliche und zwei rückwärtige Luftschrauben. Sämtliche Propeller sind rückwärts und vorwärts bewegbar, so daß der Konstrukteur das Luftschiff auf der Stelle im Kreis drehen zu können behauptet. Ein bedeutender Vorzug ist auch in der eigenartigen Anordnung der sogenannten Seil-Laufkatzen zu erblicken. Die Sonne, die

